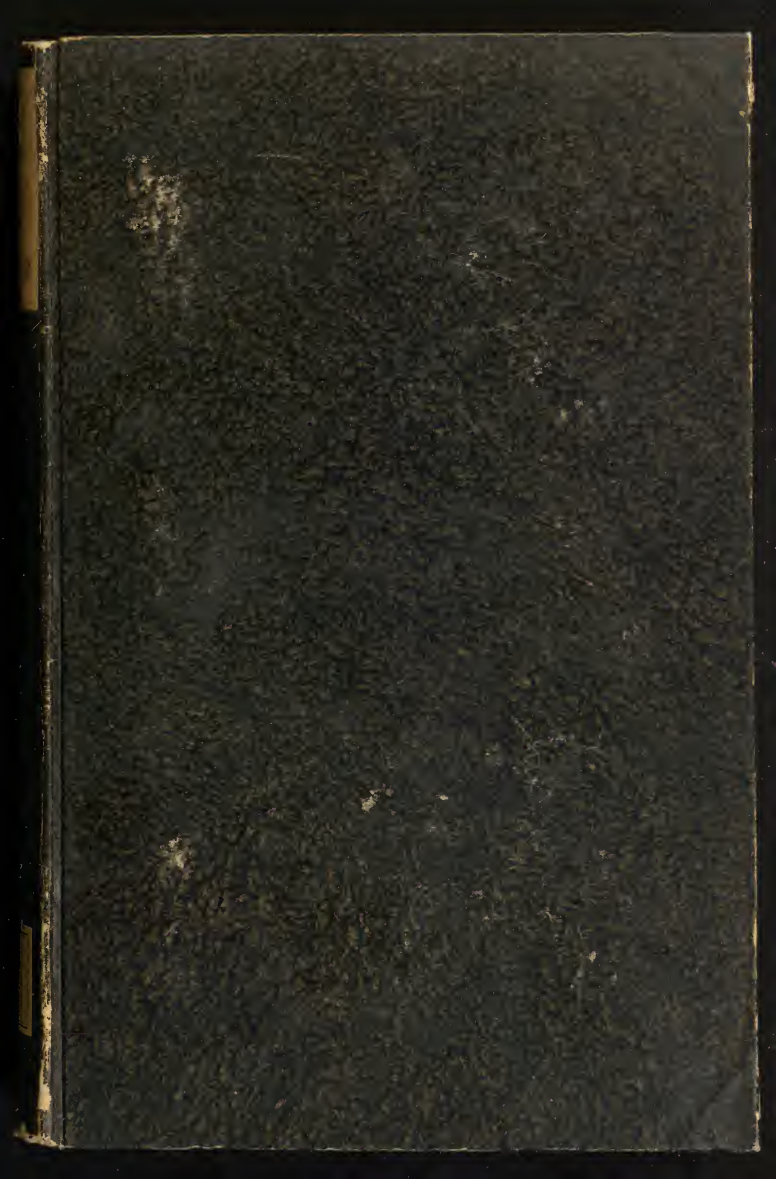


kurzem durch unaufhörliche Kriege an jedem Fortschritt und jeder friedlichen Beschäftigung gehinderten Insulanern in den Handel gebracht und zu einem schönen Theil als freiwillige Gaben für Missionszwecke geliefert. Auf einigen Inseln ist der Umschwung geradezu erstaunlich. Und das ist fast ausschließlich durch junge eingeborne Arbeiter von Hawaii geschehen! Es liegt daher auf der Hand, daß alles was zur Hebung und Kräftigung des geistlichen Lebens in Hawaii selbst geschieht, auch diesen abgelegenen, zahlreichen, zerstreuten Inseln zu Gute kommen muß. Wie wunderbar und wie herrlich, daß Gott die ihrem äußern Bestande nach einem baldigen Untergang entgegeneilende hawaiische Nation in der letzten Stunde noch braucht, neue Licht- und Lebensherde auf anderen heidnischen Inseln zu gründen und es so offenbar werden läßt, daß nichts von dem verloren ist, was für Hawaii bisher gethan worden oder noch gethan wird.

Die Basler Mission unter dem Tulu-Volk in Ostindien.

(Von Miss. J. Brigel.)

1. Land und Volk.

Es wirkten verschiedene Ursachen zusammen, daß zu Anfang der Dreißiger Jahre die Basler Missionsgesellschaft neben Afrika auch auf Indien ihr Augenmerk zu richten anfieng. Einmal wurde damals durch Parlamentsbeschluß Indien auch solchen Ausländern zugänglich, die nicht Engländer waren; ferner fand zu jener Zeit die Basler Missionsarbeit in den russisch-kaukasischen Ländern ihr Ende und endlich tönten nicht zu überhörende Hilferufe von diesem großen Heidenlande selbst herüber. So wurden denn im Jahre 1834 die ersten Friedensboten von Basel dorthin gesandt, und zwar mit der Weisung*): „eine gesunde Station zwi-

*) Von welchen Grundsätzen die Basler Kommittee ausgieng, zeigt folgende Stelle aus der Instruktion ihrer ersten indischen Sendboten:

„Eine natürliche Grenzlinie christlicher Weisheit und Liebe ist der Grund der

schen Kotschi und Bombay zum ersten Aufenthaltsort zu wählen," welcher Weisung gemäß sie sich in Mangalur, der Hauptstadt der Provinz Südkanara — zugleich ein nicht unbedeutender Hafenplatz — niederließen. Dieser Ort wurde denn das erste Arbeitsgebiet der Basler Mission in Indien, ja bald auch der Ausgangspunkt, von welchem aus nach Nord, Süd und Ost in andere Gebiete vorgedrungen wurde.

Dieses Ländchen nun, welches in der amtlichen Eintheilung von Britisch-Ostindien als „Südkanara-Distrikt" bezeichnet wird, ist ein Stück des Tieflandes, welches, im Westen vom indischen Ocean, im Osten von den Westghats begrenzt, so ziemlich zwischen dem 12. und 14. Grad nördlicher Breite liegt, und hat einen Flächeninhalt von 3503 englischen oder 167 deutschen Quadratmeilen.

An der Meeresküste zieht sich ein schmaler Streifen flachen Sandbodens hin, woran sich landeinwärts ein hügeliges Vorland anschließt, hinter welchem sich das Ghatgebirge erhebt. Mehr als ein Dutzend kleinere und größere Flüsse, die in letzterm entspringen, durchschneiden und befruchten dieses Gebiet, indem sie durch viele Schluchten und Thaleinschnitte sich hindurchwindend ihren Weg in die nahe See suchen. Sie dienen vielfach auch als Verkehrsstraßen, auf denen in kleinern Fahrzeugen sowohl Reisende als auch verschiedene Produkte und Waren befördert werden, was in dem zur Zeit noch straßenarmen Land eine große Wohlthat ist. Eben diese vielen Flüsse, welche in der Regenzeit zu gewaltigen Strömen anschwellen, sowie die zahlreichen — meist steilen — Hügel stellen dem Straßenbau bedeutende Hindernisse in den Weg, weßhalb dort das Reisen immer noch gar zeitraubend ist. Reisende finden außer den wenigen Straßen nur schmale Fußpfade, und die Flüsse passiren sie in Booten, d. h. kiellosen ausgehöhlten Baumstämmen, was in der Regenzeit manchmal mit

---

Billigkeit, unsere kleine Niederlassung an keiner Stelle und in keinem Distrikt Indiens aufzuschlagen, der schon früher von irgend einer christlichen Missionsgesellschaft in Pflege genommen worden ist, sondern solche Plätze zu suchen, wo noch keiner unsrer christlichen Brüder zuvor die Hand an das Ackerwerk gelegt hat. Stellen, wo Europäer angesiedelt sind, sind minder tauglich als Orte, wo eine unvermischte heidnische Bevölkerung angetroffen wird u. s. w."

Lebensgefahr verbunden ist und viel Geduld in Anspruch nimmt. Das Nachbarland Malabar hat in dieser Beziehung viel voraus; indem es dort nicht nur nicht an Straßen und Brücken fehlt, sondern seit einem Jahrzehnt der Verkehr sogar durch eine Eisenbahn erleichtert wird.

Die Fruchtbarkeit des Bodens betreffend darf Südkanara, was den Küstensaum und die Thäler anbelangt, als ein gesegnetes Land bezeichnet werden, wenn auch die Hügel auf ihrem Rücken meist eine kahle Oberfläche zeigen. Ueberall in den Niederungen, namentlich der Meeresküste entlang, ragt die Palme hoch empor und verbirgt in ihrem Schatten nicht nur die da und dort zerstreut umherliegenden Hütten der Eingebornen, sondern sogar ganze Märkte und Städte, so daß man aus der Ferne von diesen nichts sieht und nur Palmenwälder vermuthet. Neben der herrlichen Kokos-Palme gewahrt das Auge noch die Sago-, Betel-, Fächer- und Schirmpalme, sowie eine Menge anderer Frucht- und Blüthenbäume, wie die feinblättrige Tamarinde, der dunkelgrüne Mango- und der großblättrige Brotfruchtbaum, durch welche der gegen die Küste hin zu Tage tretende Mangel an eigentlichen Wäldern etwas ausgeglichen wird. Derselbe mag vielfach daher rühren, daß die jungen Schößlinge alljährlich mehrmals abgehauen werden, um auf diese Weise Streue für das Vieh und Dünger für die Felder zu gewinnen, auf welchen Reis, außer einigen Hülsefrüchten die einzige Getreideart, sehr gut gedeiht, so daß gute, wohlbewässerte jährlich 2—3 Ernten tragen.

Schon die Lage Südkanaras läßt auf einen ziemlich hohen Wärmegrad schließen. Die Beobachtung zwar, daß sich der Thermometer meist zwischen 20 und 30 Grad R. im Schatten bewegt, könnte zu der Meinung führen, die Hitze sei mäßig. Aber gerade der Umstand, daß dieselbe fast das ganze Jahr hindurch eine beinahe gleichmäßige ist und auch die Nächte wenig Kühlung bringen, wirkt erschlaffend auf die Konstitution. Wenn landeinwärts der Temperaturwechsel auch etwas fühlbarer wird, kann doch im eigentlichen Sinn des Worts von einer „heißen“ und „kühlen“ Zeit kaum die Rede sein. Der Ostwind, welcher in den Monaten Dezember, Januar und Februar die Nächte und Morgen etwas abkühlt, erzeugt gern Fieber und andere Krankheiten, weßhalb er weniger angenehm ist als der West- oder Seewind,

der die Hitze den Tag über ein wenig zu mildern pflegt. Abgesehen von dieser hohen Temperatur, welche namentlich den Europäern heftig zusetzt, aber auch die Eingebornen matt und träge macht, kann das Klima nicht ungesund genannt werden, obwohl Cholera und Pocken unter den Eingebornen häufig wiederkehren und sie auch während, sowie unmittelbar nach der Regenzeit viel von Fiebern, Ruhr u. dgl. zu leiden haben, was aber sicher mit ihren feuchten, ungesunden Wohnungen und ihrer ganzen undiätetischen Lebensweise zusammenhängt.

Einen ungeheuren Kontrast bilden die trockene- und die Regen-Zeit. Diese letztere tritt regelmäßig Anfangs Juni ein, nachdem ihr heftige Gewitter vorausgegangen sind und das ausgedörrte, eisenharte Feld durch gewaltige Regenschauer für die eigentliche Monsun zubereitet haben. Da wo die Hitze alles ausgebrannt und scheinbar alle Würzlein versengt hat, entsteht nun neues Leben in üppiger Fülle. Die ganze Natur kleidet sich in liebliches Grün. Im September scheidet die Monsun wieder unter Gewittern wie sie gekommen, und man sieht nun wochen-, ja monatelang einen klaren, wolkenlosen Himmel.

Seit dem Fall Tippus (1799) steht diese Provinz unter britischer Herrschaft, welcher sie einen früher ungekannten langen Frieden verdankt. Die Greise sind jetzt selten geworden, die noch von den schweren Kämpfen erzählen können, in welchen namentlich die Hauptstadt Mangalur unsäglich gelitten hatte, indem sie bald von den Maisurern, bald von den Briten erstürmt wurde. Ursprünglich regierten 6—7 kleinere Fürsten, meist aus der Bauernkaste, Bants oder Tapfere genannt, ihre eigenen Gebiete, wovon die alten, nun vielfach zerfallenen Königspaläste noch Zeugniß ablegen, wie auch einige Nachkommen solcher „Könige" bis auf den heutigen Tag einen Gnadengehalt von der Regierung erhalten. Nun bildet Südkanara einen der 21 Distrikte der Präsidentschaft Madras und zerfällt selbst wieder in 5 Taluks oder Oberämter. Mangalur ist Hauptstadt und Regierungssitz. Hier residiren die höchsten europäischen Beamten des Distrikts mit ihren Gehilfen, und ein Regiment eingeborener Soldaten sammt ihren englischen Offizieren liegt da in Garnison, während jedes der Oberämter seinen eingebornen Oberamtmann und Oberamtsrichter hat. Die Verwaltung der jetzigen Regierung ist eine entschieden bessere

als alle früheren, obwohl unter den eingebornen Beamten wenige sein mögen, die keiner Bestechung zugänglich sind, weßhalb immer noch die unglaublichsten Ungerechtigkeiten vorkommen.

Schauen wir auf die Bewohner dieses Landes, so begegnet uns ein Gemisch von allerlei Volk der verschiedensten Kasten, Sprachen, Religionen und Sitten. Die Gesammteinwohnerzahl beträgt nach dem Regierungs-Census von 1871: 918,362 Seelen, von welchen 83,178 Muhammedaner, 47,052 römische Katholiken, 3000 evangelische Christen und der Rest Heiden sind. Als Ureinwohner und Grundstock der Bevölkerung haben wir die Tulus anzusehen, die wohl ziemlich richtig auf 500,000 geschätzt werden. Obwohl die Tulus zu den Ureinwohnern, also der Kaste nach zu den Schudras gehören, gibt es doch auch Tulubrahmanen, die vermuthlich im Lauf der Zeit in diesen Stand erhoben wurden. Hauptsächlich aber besteht die Tulubevölkerung aus Bants, Palmbauern, Fischern und Holejern.

Die herrschende Sprache ist das Tulu, nicht nur als die Muttersprache der Mehrzahl der Einwohner, sondern auch, weil es von Vielen verstanden und gesprochen wird, die eine andere Muttersprache haben. Das Tulu gehört dem drawidischen Sprachstamm an, steht in naher Verwandtschaft mit dem Kanaresischen, ist aber kein bloßer Dialekt desselben, sondern eine eigene Sprache. Eine Literatur hat sie kaum aufzuweisen, wenigstens keine geschriebene; die wenigen vorhandenen Manuskripte sind meist Uebersetzungen aus dem Kanaresischen und Malajalam, neuerdings mit kanaresischen, früher mit Malajalam Buchstaben geschrieben. Die Tulusprache ist sehr wort- und formenreich, hat aber — wie andere drawidische Sprachen — eine ziemliche Anzahl von Fremdwörtern, hauptsächlich aus dem Sanskrit, aufgenommen.

In numerischer Hinsicht steht die Konkani-redende Bevölkerung den Tulus am nächsten, da sie die Konkanis, Soraswatis und die Römisch-katholischen in sich begreift, welche Alle von Norden her einwanderten. Diesen folgen die Malajalam-redenden Muhammedaner, deren Sprache aber so verdorben ist, daß sie reinen Malajalamleuten fast unverständlich geworden. Eigentliche Kanaresen gibt es wenig. Man findet sie in größeren Orten umher zerstreut und dann an der Nordgrenze, im Kundapur-Taluk, wo Kanaresisch die Volkssprache ist, und an der Süd-

grenze, wo sich noch Nachkommen von der Besatzung finden, welche frühere Könige von den Bergen in die Küsten-Festungen gelegt hatten.

Außer obgenannten Sprachen hört man noch — insbesondere in Mangalur — Hindustani, Tamil, Telugu, Arabisch, Portugiesisch u. s. w. Es ist begreiflich, daß eine solche Mannigfaltigkeit von Sprachen auf einem so kleinen Fleck Erde in mancher Hinsicht hinderlich und nachtheilig sein muß, wie z. B. beim Schulunterricht, bei Gerichtsverhandlungen und namentlich auch bei der Missionsarbeit. Die Regierung bedient sich der kanaresischen Sprache und so muß sie auch in den Schulen gelehrt und gelernt werden, was aber auch deßhalb berechtigt ist, weil sie eine nicht unbedeutende Literatur besitzt, was bei den andern Sprachen weniger der Fall ist.

Fragen wir nach der Religion dieser Bevölkerung, so läßt schon ihre nationale Verschiedenheit den Schluß ziehen, daß auch ihre religiösen Anschauungen verschieden sein werden.

Unter den eingewanderten Hindus begegnen uns Wischnuiten, Schiwaiten, Lingaiten, Buddhisten und Dschainas. Erstere haben ihren Haupttempel in Udapi, wo Krischna, die achte Inkarnation Wischnus, abwechslungsweise von fast wieder göttlich verehrten Swamis bedient wird. Uebrigens finden sich in allen größeren Orten, wo Brahmanen zu Hause sind, auch Götzentempel, bei welchen hauptsächlich zu Festzeiten Tausende von Vertretern der verschiedenen religiösen Richtungen zusammenströmen, da bei derartigen Gelegenheiten die Unterschiede gern vergessen werden.

Der Hauptsitz der Dschainas ist Mudabidri. Dort zeugt noch ein ordentlich erhaltener Tempel von alter Bau- und Steinhauer-Kunst und eine werthvolle, aber fast unzugängliche Bibliothek von früherem wissenschaftlichem Streben. Mehr oder weniger zerfallene Tempel dieser Sekte, welche einst die herrschende in Kanara war, finden wir auch noch an andern Orten — namentlich in Karkala, allwo ebenfalls eine aus massivem Granitstein gehauene 45′ hohe Statue Gautamas von einem Felshügel herab über mit Lotusblumen bedeckte Seen hin auf die Stadt herabsieht.

Am verbreitetsten ist jedoch in Südkanara der Bhuten- oder Dämonen-Dienst, die Religion der Tulus und, wie es scheint,

der Ureinwohner Indiens überhaupt. Unter „Bhuten" denken sich die Tulus als solche von „Gott" (Schiwa und Wischnu) **erschaffene** Wesen und zu Bhuten **gewordene** Seelen verstorbener Menschen. Diesem Schicksal verfallen gewaltthätige Tyrannen und auffallende Bösewichte wie Giftmischer, Selbstmörder u. s. w. Gefürchtet werden hauptsächlich die Letzteren. Diese finden ein Vergnügen am Plagen und Quälen der Menschen und müssen fortwährend durch Opfer besänftigt und günstig gestimmt werden. Wo dies geschieht, hat man nicht nur Ruhe vor ihren Angriffen, sondern sie wenden ihren Verehrern auch Segen, Glück und Heil zu in Haus und Feld, in Handel und Wandel, bewahren vor Krankheiten, heilen dieselben, schützen vor andern Bhuten, ja lassen sich sogar bewegen, Feinde zu strafen oder zu tödten. Von den Bhutendienern gilt in doppeltem Sinn, was Hebr. 2, 15 geschrieben steht: „sie sind durch Furcht des Todes während des ganzen Lebens der Knechtschaft verfallen."

Jedes Dorf, jede Kastenabtheilung, ja fast jedes Haus hat seinen Bhutentempel, welcher freilich meist nur aus 4 Lehmwänden und einem Grasdach besteht. Nur die Tempel der besonders mächtigen Bhuten stellen etwas mehr vor. Häufig müssen sie auch vorlieb nehmen mit einer Art Käfig, welche auf einer Holz- oder Stein-Säule ruhen in Feldern oder Hainen. In diesen Tempeln finden sich die Bilder der Bhuten, meist häßliche Gestalten, daneben ein Tischchen oder Stuhl für ihren Gebrauch, eine Trommel, um sie bei besonderen Gelegenheiten herbeizurufen, Münzen, Kleidungsstücke, Rosenkränze und anderes. Bei denselben werden die regelmäßig wiederkehrenden Feste abgehalten, meist bei Nacht, und die Opfer dargebracht, bestehend aus Kokosnüssen, Bananen, Reis, Betelnuß u. a., namentlich lieben sie Geflügel. Zur Zeit epidemischer Krankheiten und Seuchen werden auch Schafe, Büffel und Schweine dargebracht, aber nicht als stellvertretende Sühnopfer für die Sünde, sondern nur als Geschenke, um die Bhuten zur Abwendung des Unglücks zu bewegen.

Bei ihren Festen glauben sie, der Bhute nehme Besitz vom Priester, und es ist ein Grauen erregender Anblick, wenn dieser inmitten der versammelten Menge im abenteuerlichsten Anzug mit einer gräulichen Metalllarve vor dem Gesicht während dem Durcheinander-Tönen von Trommel, Schelle, Pfeife und anderen Mu-

sikinstrumenten anfängt zu zittern, zuerst leise, dann immer stärker und das umherstehende Volk auch in wilder Aufregung dazwischen ruft: „Komm' (Bhuta), komm' über ihn! richte unsere Angelegenheit, gib Antwort auf unsere Fragen!" Solche werden dann gemacht, worauf der Priester antwortet, zum Theil in unzusammenhängenden Räthselworten, aus denen dann das Begehren des Bhuta irgendwie herauskonstruirt wird. Daß sie neben und über den Bhuten ein höheres göttliches Wesen kennen, ist gar nicht zu bezweifeln. Sie reden viel von „Gott"; wie sie sich aber dieses höhere Wesen dachten und mit welchem Namen sie es bezeichneten, ehe sie mit den eingewanderten Völkern in Berührung kamen, ist noch eine ungelöste Frage. Die Namen, welche sie jetzt zur Benennung dieses Wesens gebrauchen, stammen aus dem Sanskrit und sind dieselben, die auch von den Eingewanderten gebraucht werden, nämlich: „Deva" (Devaru), „Bhagavanta", „Narayana" u. A. Will man aber wissen, wen sie unter diesen Namen verstehen, so antworten sie: „Den, welcher Alles erschaffen hat."

Wenn auch die Tulus nach der Berührung mit dem brahmanischen Hinduismus bis auf die gegenwärtige Zeit an ihrem Bhutendienst festgehalten haben, wurden sie doch so weit von den religiösen Anschauungen und Gebräuchen desselben beeinflußt, daß sie theilweise an seine Götter glauben und sich an deren Verehrung betheiligen. Aber auch die eigentlichen Hindus haben sich den Tulus vielfach akkommodirt; so daß sich Bhutenfurcht, ja mitunter auch Bhutendienst sogar bei den Brahmanen findet. Gibt es doch etliche berühmte Bhutentempel, in welchen Brahmanen Dienste thun.

Wie in ganz Indien fehlt selbstverständlich auch hier die Kaste nicht. Ihre Ausbildung und Verzweigung mögen folgende Zahlen darthun. Die Brahmanen in Südkanara zerfallen in 49 Unterabtheilungen, die Kschatrias in 9, die Waischjas in 21 und die Schudras in 140! Auch unter den „kastenlosen" Parias wird streng auf die Kastenunterschiede gesehen, ja sogar die allerniedrigste Klasse, Koragas genannt, ein merkwürdiger, fast wilder Stamm, dessen Beschäftigung Korbflechten und dessen Nahrung häufig Aas ist, — redet noch von seiner „Kaste". Diese Koragas durften in alter Zeit gar keine Kleider tragen und gehn auch jetzt noch fast nackt umher. Die Frauen pflücken sich ihre Bedeckung vom ersten besten breitblättrigen Baum; ihre Aussage vor Gericht

aber gilt für durchaus zuverlässig und Ehebruch soll unter ihnen nicht vorkommen.

Es ist bekannt, welchen Einfluß die Kaste auf die ganze Lebensweise, Sitte und Beschäftigung ausübt, obwohl Letztere ja auch eng zusammenhängt mit der Beschaffenheit des Bodens und des Klimas. Die Kaste fordert, daß der Sohn den Beruf des Vaters erwählt. Begabung und Neigung haben hier nicht mitzureden. Eine kleine Bresche ist zwar in dieses Bollwerk geschossen worden durch das neuere Schulwesen, sowie durch das System der Regierung, ihre Beamten nicht mit Rücksicht auf den Stand, sondern nach Maßgabe eines Examens anzustellen, ohne Beachtung der Kaste. Doch sind die Regierungsangestellten immer noch der großen Mehrzahl nach Brahmanen, namentlich Saraswatis neben wenigen Angehörigen anderer Kasten, wie der Muhammedaner, Katholiken und Schudras. Die Konkanis und eine bedeutende Anzahl Muhammedaner treiben Handel.

Das Tuluvolk nährt sich hauptsächlich von seinen Feldern und Kokospalmen. Wenn zu Anfang der Monsun erstere gründlich durchnäßt sind, beginnt unter immer noch strömendem Regen das Pflügen, meist mit Büffelochsen. In die unter Wasser stehenden Felder wird sodann der Reis gesät oder, in besseren, gesetzt, wo er bei reichlichem Wasser schnell und üppig heranwächst und nach vier Monaten schon den Schnittern winkt. Die Garben werden auf der Tenne vor dem Hause ausgeschlagen, der Reis gereinigt und ebendaselbst in einer Art Thurm von Strohgeflecht aufgeschüttet, bis er später in großen irdenen Gefäßen gesotten, hernach in der Sonne getrocknet und sodann in rundlichen Vertiefungen in der Tenne vermittelst hölzerner Stößel aus den Hülsen gebracht und zur Aufbewahrung oder Versendung je ein Muda, etwa zwei Simri, in Stroh gebunden wird. Auf Feldern, die künstlich bewässert werden können, kann noch eine zweite, ja sogar dritte Ernte gewonnen werden, was aber die Leute nöthigt, Morgens früh und Abends spät aus den Teichen und Brunnen Wasser zu schöpfen. Fast die gleiche sorgfältige Pflege verlangen auch die Kokospalmen, welche freilich alle auf sie verwandte Mühe reichlich lohnen entweder durch den Saft, der, aus den Blüthenkolben gewonnen, ein angenehmes aber leider sehr mißbrauchtes Getränk abgibt, oder durch die herrlichen Nüsse, deren ein wohlgepflegter

Baum jährlich 4—500 tragen kann. Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß diese Leute nicht müßig gehen dürfen, was um so weniger der Fall ist, da sie der Mehrzahl nach nur Pächter der Ländereien sind und den Eigenthümern einen fast unerschwinglichen Pachtzins zu entrichten haben, woher es auch kommt, daß sie trotz ihres Fleißes meist arm und dürftig leben müssen.

Unter diesen Umständen kommt ihnen die bedürfnißlose Einfachheit ihrer Lebensweise sehr zu Statten. Ihren Wohnungen, meist nur einfache Hütten mit Lehmmauern und Grasdächern, entspricht auch die innere Einrichtung und Kleidung. Tische, Stühle, Bettladen u. s. w. gehören immer noch zu den Luxusartikeln, die man häufig nicht findet. Man sitzt, ißt und schläft auf Matten, die auf dem Lehmboden ausgebreitet werden. Die Kleidung besteht aus einem ungenähten Stück Zeug, das Männer und Frauen je auf ihre Weise sehr passend umzulegen verstehen, wozu bei Ersteren vielleicht noch eine Jacke und bei Letzteren ein Kittelchen kommt. Reis und Kari — ein sehr gewürzhaftes, scharfes Zugemüse — ist die Nahrung, die den Hindus täglich drei Mal mundet und wie in Europa das Brod Niemand entleidet. Bei festlichen Veranlassungen, wo dann das genannte Zugemüse in einer ziemlichen Anzahl verschiedener Arten erscheint, wird auch mit süßem Reisbrei und allerlei Backwerk aufgewartet. Sollen sie aber so recht gemüthlich beisammen sitzen, zu was sie entschieden Anlage haben, so darf die Betelnuß sammt Zugehör nicht fehlen. Ist das Kauen dieser Bestandtheile auch nicht im mindesten ästhetisch, so mag es doch vielleicht den Vortheil haben, den üblen Geruch aus dem Munde zu verhüten.

Beim Anblick einer so behaglich beisammen kauernden Gesellschaft kann ein oberflächlicher Beobachter leicht zu der Ansicht verleitet werden, dieses Völklein lebe recht glücklich und zufrieden unter seinen Palmbäumen. Wie vergnügt eilen sie zusammen zu ihren Spielen, unter welchen Ochsenrennen und Hahnenkämpfe die beliebtesten sind. Da hat denn auch ihr Witz und Humor vollen Spielraum. Die Hindus überhaupt und auch die Tulus lieben Musik und Gesang, freilich von einer Art, daß es für europäische Ohren oft kein Schmaus, sondern ein Graus ist. Den Inhalt ihrer Gesänge bilden gewöhnlich Bhutengeschichten und Dorfsagen. Beim Gesang singt immer Einer vor und die Uebrigen fallen ein,

wenn der Vorsänger geendet hat. Auf diese Weise singen sie namentlich gern bei gemeinschaftlichen Arbeiten, die dann nach dem Takt des Gesangs verrichtet werden. Die Lebensweise dieses Völkleins als gemüthlich erscheinen zu lassen, trägt auch das noch bei, daß sie weniger in Städten und großen Ortschaften beisammen wohnen, sondern auf dem Lande zerstreut bei ihren Reisfeldern und Kokosgärten. Mangalur, welches 30,000 Einwohner zählt, abgerechnet, gibt es im ganzen Distrikt nur noch vier Städte mit über 5000 Seelen. Auch bewohnen Ein Haus meist mehrere Familien unter Einem Haupt, was, die Oekonomie betreffend, zwar manchen Vortheil hat, aber besonders in sittlicher Beziehung recht nachtheilig wirkt. Ueberhaupt sieht der Tieferblickende Grauen erregende Schäden neben all dem verhältnißmäßig Guten. Welches Verderben ziehen nur die frühen Verlobungen im Kindesalter nach sich! Streit, Haß, Verdruß, Untreue und noch vieles Andere da, wo eine solche Ehe unaufgelöst bleiben muß, wie bei den Brahmanen und bei Angehörigen anderer Kasten, im Uebrigen aber zu all den obgenannten Uebeln hin noch ganz unglaublich leichtfertige und häufige Auflösung der Ehe.

Bei dem Tuluvolk gilt dann noch das unnatürliche, ohne Zweifel einst von den Brahmanen aus schändlichen Gründen ihnen aufgezwungene Neffen-Erbrecht, nach welchem das Vermögen der Eltern nicht auf die Kinder, sondern auf die Nachkommen der Schwester des Mannes übergeht. Das ist neben der sonstigen vom Heidenthum unzertrennlichen Ungerechtigkeit mit ein Grund der unglaublich vielen Prozesse, die Jahr aus Jahr ein die Richter ermüden, die Advokaten, deren Zahl Legion ist, reich und die Prozessirenden arm machen.

Begabung und intellektuelle Bildung betreffend, steht die Bevölkerung Südkanaras den übrigen Bewohnern Indiens zwar nicht nach — namentlich die höheren Kasten, bei welchen das Lernen zu aller Zeit mehr in Uebung blieb, sind begabt und intelligent, und auch die niedereren leisten Befriedigendes, wenn sie einmal an's Lernen gewöhnt sind — doch erhellt daraus, daß von 918,362 Personen nur 31,905 die Lesekunst verstehen und die weibliche Bevölkerung, deren Gesammtzahl doch 458,633 beträgt, mit nicht mehr denn 829 unter diesen Glücklichen figurirt, daß hier noch ein gewaltiger Mangel ist. Bevor freilich von der Mis-

sion in dieser Richtung etwas gethan wurde, geschah unter den niederern Klassen gar nichts. Erst seit neuerer Zeit hat die Regierung auf diesem Gebiet ernstlich Hand an's Werk gelegt und für alle Kastengenossen zugängliche Schulen errichtet. Vorderhand ist das Lernen noch vorherrschend Brodstudium, weßhalb auch Mädchenschulen sogar bei Brahmanen nicht hochgeschätzt werden. Letzteres hängt freilich auch mit der heidnischen Geringschätzung des Weibes zusammen, die sich z. B. schon in dem Sprichwort verräth: „Seine Erwartung wurde zu Erde; das Geborene ist nur ein Mädchen."

Das Neffenerbgesetz ist nicht dazu angethan, die Verbindung zwischen Eltern und Kindern zu befestigen; insbesondere wird die Anhänglichkeit an den Vater dadurch gemindert, deßhalb sagt das Sprichwort: „Nach dem Tod der Mutter bleib' nicht beim Vater; nach dem Regen verweile nicht unter den Bäumen." Daß die Mutterliebe aber doch hoch geschätzt wird — wie dies ja auch im vorangehenden Sprichwort liegt — zeigt gleichfalls das folgende: „Kein Geschmack geht über den des Salzes; keine Verwandtschaft reicht an die der Mutter." Auch das Verhältniß glücklicher Eheleute ist schön ausgedrückt, wenn sie sagen: „Sogar die Milch und den Reis der Eltern läßt man dahinten und achtet des Mannes Thränen für Nahrung," d. h. sogar im Unglück ists bei ihm der Frau noch am wohlsten. Daß aber die Vertraulichkeit bei ihnen ihre Grenzen hat, liegt in folgendem: „Deiner Frau sage kein Geheimniß und dem König keine Lüge!"

Das Vorhandensein eines allgemeinen Wahrheitsgefühls, wovon ja auch Paulus (Röm. 2, 15. 16) redet, spricht sich aus in Sprichwörtern wie diese: „Wohin der Sünder auch gehen mag, ist die Hölle." „Und gienge Einer auch nach Benares (auf Wallfahrt), wird er doch seine Schuld nicht los." „Keine Sünde bleibt dem Gewissen verborgen und kein Schmerz dem Leibe."

An Sprichwörtern sind sie reich und gebrauchen dieselben auch häufig, wie dies ja den Morgenländern eigen ist.

Wir hätten nun — wenigstens den Hauptzügen nach — Land und Volk von Südkanara kennen gelernt und wollen uns nun nach der Missionsarbeit auf diesem Gebiet umsehen, wie sie seit vier Jahrzehnten hier getrieben wird.

2. Die Basler Mission im Tululand.

a. Begründung und erste Anfänge derselben.

Das Land, welches wir in Obigem etwas angesehen und das Völklein, mit dem wir uns ein wenig bekannt gemacht haben, war bis zum Jahr 1834 vom Einfluß des Evangeliums so gut wie unberührt geblieben. Zwar soll schon im sechsten Jahrhundert in Kalianapur — einem Ort anderthalb Stunden nördlich von Udapi*) — ein persischer Bischof gewesen sein, und durch die Portugiesen war die römisch-katholische Lehre mit aller Macht verbreitet worden, aber dies geschah alles so äußerlich und oberflächlich, daß die Anhänger dieser Religion eben nur als eine andere Kastenabtheilung mit eigenen Göttern und Götzendienst angesehen wurden und heute noch angesehen werden. Die englische Regierung als solche hatte in dieser Beziehung ihre Neutralität auch hier vollkommen bewahrt, wenn schon einzelne Regierungsbeamte, wie z. B. der Unterkollektor in Mangalur, Herr Anderson, ihr Licht leuchten ließen. Genannter Herr hätte gern einen Kolporteur angestellt, um das Wort zu verbreiten, aber er konnte keinen finden. So trafen denn die Basler Missionare bei ihrer Ankunft im Lande einen völlig unbearbeiteten Boden. Kein protestantischer Missionar hatte vor ihnen jenen Theil Indiens betreten.

Sie, die ersten Sendboten Basels für Indien, landeten am 30. Oktober 1834 in Mangalur. Es waren die drei Brüder Hebich, Lehner und Greiner, denen zwei Jahre später — im Dezember 1836 — vier weitere nachfolgten und im J. 1839 rückten fünf, und ein Jahr später wieder vier Gehilfen aus der Heimat nach. Unter diesen waren Sutter, Ammann und Weigle, welche ihre Arbeit hauptsächlich auf dem in Rede stehenden Gebiet fanden, denn obwohl alle obgenannten Missionare vorübergehend in Mangalur waren, haben wir doch die Brüder Hebich, Greiner, Mögling und Ammann als die eigentlichen Begründer der Mission in Südkanara zu betrachten. Von diesen sind es

*) Nach Anderen ist ein anderes, mehr nördlich gelegenes Kalianapur der Sitz eines persischen (nestorianischen) Bischofs gewesen, doch kamen nestorianische Kaufleute wohl auch ins Tululand.

wiederum die drei Letzteren, welche nicht nur am längsten auf dem Platz blieben, sondern auch zu dem der dortigen Missionsarbeit und Gemeinde eigenthümlichen Gepräge das meiste beitrugen.

Hebich war der glaubensmuthige, eifrig vordringende, obgleich keineswegs unbesonnene Bahnbrecher, welcher besonders die praktische Seite des Werks vertrat. Mögling mit seiner vielseitigeren Bildung, regen Erfindungsgabe, lebendigen Beweglichkeit war dazu berufen, mehr das Schulwesen und die Erziehung der Jugend neben der wissenschaftlichen Seite der Missionsarbeit zu betreiben. Greiner (dem später Bührer folgte), pflegte das wachsende Gemeindlein, was auch Ammanns Aufgabe in Mulki war. Alle aber hielten die Heidenpredigt als einen sehr wichtigen Theil ihres Berufs und trieben sie fleißig.

Was das Sprachlernen betrifft, so fiengen die ersten Missionare alle mit dem Kanaresischen, einer grammatikalisch schon bearbeiteten Sprache, an; diejenigen jedoch, die es vorzüglich mit dem Volk als Prediger zu thun hatten, erkannten bald, daß für sie die Tulusprache unerläßlich sei, denn aus den Tulus heraus hauptsächlich sammelten sich die Gemeindlein. Für Erlernung der Sprache, wie überhaupt für Ueberwindung der Anfangsschwierigkeiten hatten sie an einigen englischen Freunden eine sehr schätzenswerthe Hilfe. Richter Nelson, damals in Kalikut, bestellte den drei ersten Brüdern alsbald in Madras die theuren kanaresischen Wörterbücher und Grammatiken und empfahl sie angelegentlich seinem Freund, Unterkollektor Anderson in Mangalur, der sie auf's freundlichste empfieng und mit Rath und That sich ihrer annahm.

Nachdem sie zuerst in einem gemietheten Haus auf einem luftigen Hügel gewohnt und dort vorzüglich dem Sprachstudium gelebt hatten, sehnten sie sich darnach, dem Volk näher zu sein, um nun so gut es gieng und so viel wie möglich die Verkündigung des Evangeliums zu treiben; deßhalb bezogen sie ein Haus ganz nahe an der Stadt gelegen, welches sie dann auch um 4900 Rupies kauften. Dies war ein vorzüglich geeigneter Platz für ihren Zweck. Seine Lage bot leichte Gelegenheit dar, mit den Heiden zu verkehren und die Geräumigkeit des Gehöftes gestattete es, alle für Betreibung des Missionswerks nöthigen Gebäulichkeiten herzustellen, wie Schulen, Bethaus u. s. w.

Die Arbeit gieng nun rüstig, wenn auch unter allerlei Kämpfen und Schwierigkeiten, von statten. Die Brüder giengen fleißig unter das Volk und bezeugten das Heil in Christo Jesu. In die Schullokale, die im Missionsgehöfte hart an den vorbeiführenden Straßen erbaut worden waren, lud man Abends die Vorbeigehenden ein und redete mit ihnen von dem Einen, was noth ist. Ja schon im zweiten Jahr ihres indischen Aufenthalts unternahmen die Missionare Predigtreisen hauptsächlich an der Küste hinauf bis Kundapur. Der Sauerteig des Evangeliums kam allgemach hinein unter die Menge und unter Hoch und Nieder fieng es an zu gähren. Begierde und Suchen nach Wahrheit bei Einigen und Spott, Hohn und bittere Feindschaft bei Andern zeigte sich zunächst als Resultat der mühevollen Arbeit. Doch durften sie nach nicht zu langer Zeit auch weitere Früchte sehen, indem Hebich am 16. Sept. 1837 den Erstling aus den Erwachsenen taufen konnte, nämlich einen Fischer Mandschu (Abraham) mit seinem Töchterlein Rahel, gebürtig von dem anderthalb Stunden südlich von Mangalur gelegenen Utschila. Zwei Jahre später, am 31. März 1839, dem h. Osterfest, konnten sieben Personen — die Erstlinge Mangalurs — aus der Vorstadt Bokkapatna hinzugefügt werden, nämlich Simeon und Hanna, das erste Tulupaar, das zusammen die Taufe empfieng, die jetzt noch lebenden Hauseltern des von Engländern gestifteten und unterhaltenen Krankenhauses; ferner Petrus und Enos, die als Schulmeister angestellt waren; der Erstere, später Gemeindeältester, starb anno 1852, der Letztere, eine Zeitlang auch Katechist, beschloß, heruntergekommen, im Jahr 1866 sein Leben. Sodann wurde getauft mit Obigen der Koch Jakob, später Milchmann, der Knecht Johann, wenige Jahre nachher gestorben, und des zuerst getauften Abrahams Weib. Am Pfingstfest 1840 wurden abermals 19 Personen hinzugethan, worunter die Familie des spätern Katechisten Andreas, Simeons Bruder, die des Michael Ammanna, sowie die des nachmaligen Druckers Philipp Saliauna und des Evangelisten Daniel Ammanna. Im Ganzen waren es nun 31 Seelen, ein erfreulicher Anfang und Kern einer Gemeinde von Christen aus den Heiden, denen sich bald noch mehrere zugesellten.

Im genannten Jahr (1840) that sich dem Evangelium eine Thür auf in Kadike, einem Ort fünf Stunden nördlich von Man-

galur und eine Stunde südlich von Mulki. Eine zahlreiche Familie trat zum Christenthum über, wurde von Br. Ammann unterrichtet und um Ostern 1841 getauft. Es war Abraham Karkada, sein Weib Sarah, deren sieben Söhne und etliche andere Angehörige. Bald wuchs das Häuflein unter Ammanns treuer Pflege, und Angehörige von zwei andern Dörflein, Karnada und Sasihitulu schlossen sich an, nämlich Aaron Bangera's Haus und der Dämonenpriester des letztgenannten Ortes Josua Sonna. Solche Siege wurden aber nicht ohne harten Kampf erfochten. Als Josua übertrat, entstand ein furchtbarer Sturm, weil er ein weit und breit berühmter Priester war, den seine früheren Freunde den Elephanten unter sich nannten. Aber Josua, der an einem Freitag übergetreten war, erklärte: „ich bin am Freitag mit Jesus gestorben und am Sonntag mit ihm auferstanden; ich gehöre nicht mehr zu euch." Eine seiner drei Frauen, die ihn zur Zeit des Uebertritts alle mit ihren Kindern verlassen hatten, kam zu ihm zurück und empfieng sammt ihren Kindern, zugleich mit einem jungen Brahmanen, David, die h. Taufe am 6. Januar (Erscheinungsfest) 1844. Josua war, so lange er lebte, der Vormann in der Mulki-Gemeinde und ist erst vor einigen Jahren gestorben.

Jetzt war es an der Zeit, daß man hier auch äußerlich ein Centrum bekam, was durch den Bau eines Missionshauses geschah, auf einem Hügel, zehn Minuten südlich vom Mulki-Bazaar, auf den Trümmern eines alten Forts, welches im Jahr 1845 von Missionar Ammann und seiner Gattin bezogen wurde.

So hatte denn Südkanara zwei Stationen und zwei Gemeindlein mit zusammen 165 Seelen.

Neben der Gründung und Sammlung von Gemeinden richteten die Missionare von Anfang an ihr Augenmerk auf Errichtung und Pflege von Schulen. Schon im Mai 1836 wurde die erste in Mangalur eröffnet, an welcher ein dem Evangelium geneigter Tulumann, Timmappa, als Lehrer angestellt wurde. Im Juni darauf folgte die zweite. Anno 1837 baute Hebich sodann ein Waisenhaus oder auch Seminar genannt und eine englische Schule. Ersteres füllte sich bald mit Knaben aus allerlei Volk. Die meisten waren Tamulen, andere Tulus und etliche Indobriten. In den Unterricht theilten sich Lösch, Greiner und Timmappa,

der spätere Petrus. Lösch eröffnete auch die englische Schule mit Hilfe eines indobritischen Lehrers in dem neuen Lokal. Um das Schulwesen in ein regelmäßigeres Geleise und besseren Gang zu bringen, trat nun Missionar Mögling an dessen Spitze und übernahm (1838) die Leitung des Seminars und mit Sutter, einem energischen Schulmann, auch die der englischen Schule, welche im Jahr 1839 in ein dazu hergerichtetes Haus im Bazaar verlegt wurde und die besten Brahmanenjünglinge in den Bereich der lehrenden Missionare zog.

Sehr günstig wirkte auf die Entwicklung des Seminars dessen Verlegung aus der Stadt auf den eine Viertelstunde von derselben entfernten Balmatha-Hügel (im Mai 1842), welchen Kollektor Blair sammt den darauf befindlichen Ruinen des anno 1837 von den Kurgs eingeäscherten Amthauses im Sept. 1840 der Mission geschenkt hatte. Die Ruinen konnten mit wenig Kosten zu Wohnungen, Schullokalen und Druckerei hergestellt werden, in welch letzterer eine von Miss. Weigle aus Bombay mitgebrachte und anfangs von ihm allein gehandhabte autographische Presse die ersten kleinen Bücher hervorbrachte. Der Herbst des Jahres 1842 brachte auch die erste Frucht des Seminars, indem Eliezer Aaron austrat und eine Lehrerstelle an der Mädchenanstalt übernahm, welche durch Frau Gundert im Jahr 1838 gegründet und von Frau Greiner weiter geführt wurde. Sein Vater Aaron, ein im J. 1822 in Bangalur bekehrter Tamilmann, war zuerst nach Kannanur und von dort im August 1837 als Katechist nach Mangalur gekommen, nachdem sein Vorgänger, ein Bangalur-Katechist, Malachi, den Missionar Campbell i. J. 1835 an Hebich abgetreten hatte, seines bösen Weibes halber wieder hatte abziehen müssen.

Im Jahr 1847 wurde die Katechistenschule vom Seminar abgezweigt, indem acht Zöglinge desselben ausgewählt und ein besonderer Unterrichtskurs mit ihnen begonnen wurde. Dieseben! wurden am 4. Januar 1852 durch den damals in Indien anwesenden Inspektor Josenhans zu ihrem Beruf eingesegnet und abgeordnet, und im März desselben Jahres wurde eine neue Klasse von 14 Jünglingen aufgenommen, die alle unter Kullen und Kaundinja, einem bekehrten und in Basel ausgebildeten Brahmanen, zu Gehilfen der Missionare herangezogen werden sollten.

Kaundinja mit zwei andern Brahmanenjünglingen, Christian und Jakob Kamsika, waren die Erstlingsfrucht der englischen Schule. Sie empfiengen die Taufe am 6. Januar 1844. Missionar Weigle hatte damals die Leitung derselben; später übernahm Hoch diese Schule und brachte sie zur höchsten Blüthe. Nach 30jährigem Bestand aber hat sie nun der Regierungsschule weichen müssen.

Das Seminar oder eigentlich Waisenhaus oder Knabenanstalt wurde mit der Zeit die Geburtsstätte verschiedener industrieller Institute. In der freien Zeit wurde von Anfang an Handarbeit getrieben. Nach Vollendung der Schulzeit drängte sich das Bedürfniß auf, die Knaben passende Berufsarten erlernen zu lassen, so entstanden Weberei — von Br. Metz angefangen, von Haller weiter ausgebildet — ferner in Verbindung mit der Druckerei — unter Plebst — eine Buchbinderi, endlich Uhrenmacherei und Schlosserei; letztere beide hatten freilich keinen Fortgang. Das Seminar selbst wurde als solches aufgehoben und in ein Waisenhaus umgewandelt mit dem Hausvater Daniel Ammanna, jetzigen Evangelisten, unter der Oberleitung der Missionare, die die Gemeinde bedienten, und zwar speziell unter Deggelers. 20 verwahrloste und verwaiste Knaben blieben in der Anstalt, während die übrigen ihren christlichen Eltern zurückgegeben wurden. Sie besuchten dann nur als Tagschüler den Unterricht der Waisenknaben.

b. Weitere Entwicklung und Sichtung.

So hatte sich das Werk immer tiefer gegründet und organisch weiter entwickelt und eine ziemliche Ausdehnung gewonnen. Es zeigte sich der gepflanzte Baum gesund und lebenskräftig und konnte unter treuer Pflege gedeihen und wachsen. Letzteres war namentlich auch bei den Gemeinden sichtbar der Fall. Die Mangalurgemeinde zählte im Jahr 1850 schon 340 Glieder und in Mulki waren's 51. Drei Stunden nördlich von Mulki, in Utschila, regte es sich schon ums Jahr 1876. Katechist Titus wurde dort stationirt. Im Jahr 1848 wurde der Erstling von dort getauft und im folgenden Jahr sammelte sich ein kleines Gemeinlein. In Gudde, anderthalb Stunden weiter nördlich von Utschila, traten die Erstlinge heraus im Jahr 1849,

darunter der jetzt noch lebende Gemeindeälteste Peter Sonna. Immer näher rückte die Macht des Evangeliums vor die Hauptburg des Götzenwesens in Südkanara, nämlich vor die Stadt Udapi. In Beilur, eine halbe Stunde südlich von derselben, trat anno 1853 ein einflußreicher Dämonenpriester Gideon über, ein unerschrockener Zeuge vor Vornehm und Gering, der bis heute dem Evangelium wichtige Dienste leistet. Nördlich von Udapi, in Kalianapur und Kilendschi sammelten sich kleine Häuflein, und im Jahr 1854 wurde Udapi selbst als Mittelpunkt der kleinen Gemeindlein der Umgegend, sowie des Heidenthums jener Gegend als Station aufgenommen und eine Wohnung für die Missionare sammt einem Kirchlein erbaut. Das erste Missionsfest, verbunden mit der Einweihung des Kirchleins am 19. Aug. 1855, gab der Stimmung Ausdruck, die beim Rückblick auf den Fortschritt des Werks die Herzen erfüllte.

Diesen Jahren rascheren Wachsthums folgte nun eine schwere, aber heilsame Sichtungszeit. Eine Feuerprobe kam über das ganze Werk, wobei Manches als unrein und unbrauchbar ausgeschieden wurde. Eingeläutet wurde gleichsam diese Zeit durch den Missionshaus- und Kirchenbrand in Udapi. Ersteres wurde in der Nacht vom 15. auf den 16. Dezember 1855, und Letztere in der Nacht vom 1. auf den 2. März 1856, von Feindeshand angezündet, ein Raub der Flammen. Nun trat der Herr, der Augen hat wie Feuerflammen, richtend und scheidend unter die Arbeiter, von denen vier in demselben Jahr vom Arbeitsfeld abtreten mußten. Und hierauf kam die Reihe an die Gemeinden. Auf den Außenstationen Gudde und Kalianapur giengen viele hinter sich, als Missionar Ammann, von Honor hergerufen, mit großem Ernst und völliger Entschiedenheit dem halben und lauen Wesen entgegentrat. Die Mulkigemeinde mit dem Filial Utschila ließ sich durch unlautere und hochmüthige Katechisten zum Aufruhr gegen die Missionare verführen und mußte ausgeschlossen werden. Sie widersetzten sich allen Bemühungen der Missionare aufs hartnäckigste, wandten sich mit einer Klageschrift im Rücken derselben an die Kommittee in Basel und verwalteten unterdessen ihre kirchlichen Angelegenheiten selbst. Doch die Antwort der Kommittee hatte, verbunden mit ernstlichen Ermahnungen

Br. Ammanns, die Wirkung, daß die Trotzigen sich beugten und am 3. März 1858 wieder aufgenommen werden konnten.

In Mangalur hatte es sich bei einer von Hebich angestellten Untersuchung im Januar 1856 herausgestellt, daß 33 Männer und 25 Frauen reguläre Trinker waren. Daneben her gieng — namentlich auf dem Filial Bolma — grobe Zauberei. Aber das Offenbarwerden dieser Sünden war der Anfang zu einer heilvollen Veränderung. Die Seelsorge wurde ernstlich betrieben und recht bis zu den Einzelnen ausgedehnt, wo nöthig, ohne Schonen Kirchenzucht und völlige Ausschließung angewendet, und der Herr segnete diese Mittel und gab wieder neue Gnade und neues Leben.

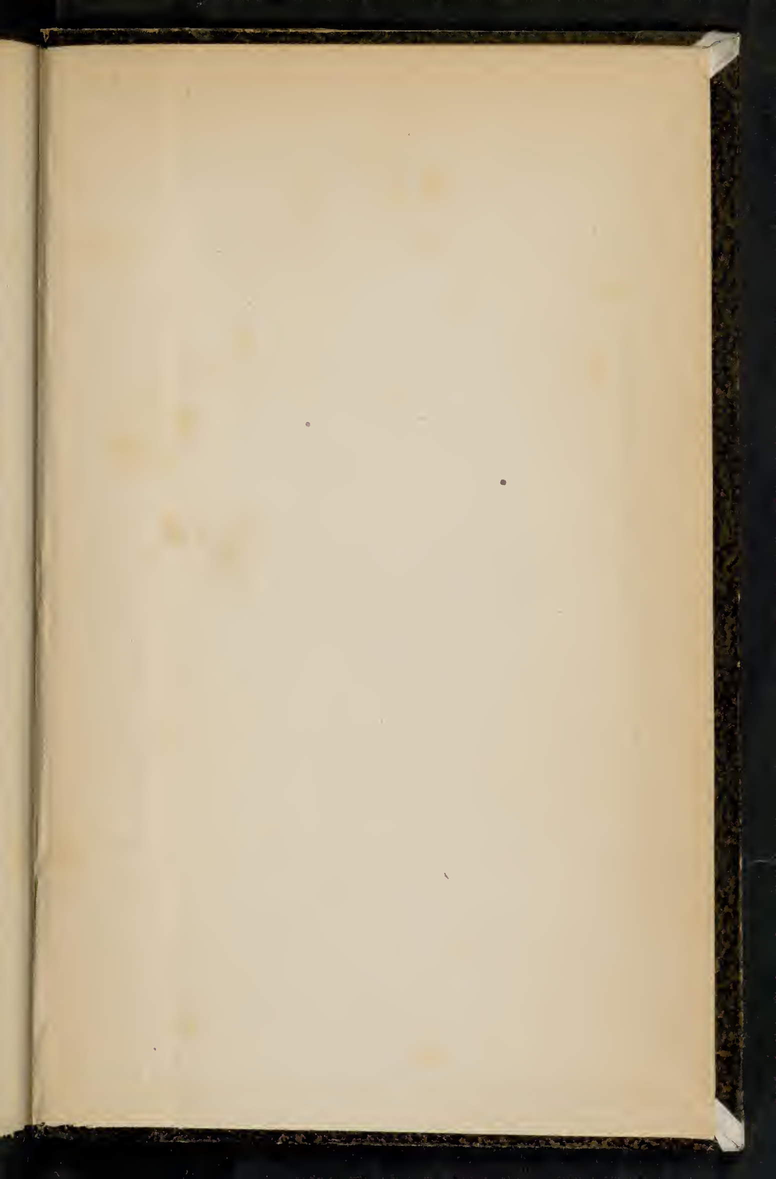
Daß während dieser Sichtungszeit die Ausdehnung des Werkes und namentlich das Wachsthum der Gemeinden nur gering war, ist ja nicht anders zu erwarten. Es galt vielmehr vorerst innerlich wieder zu erstarken und zu wachsen.

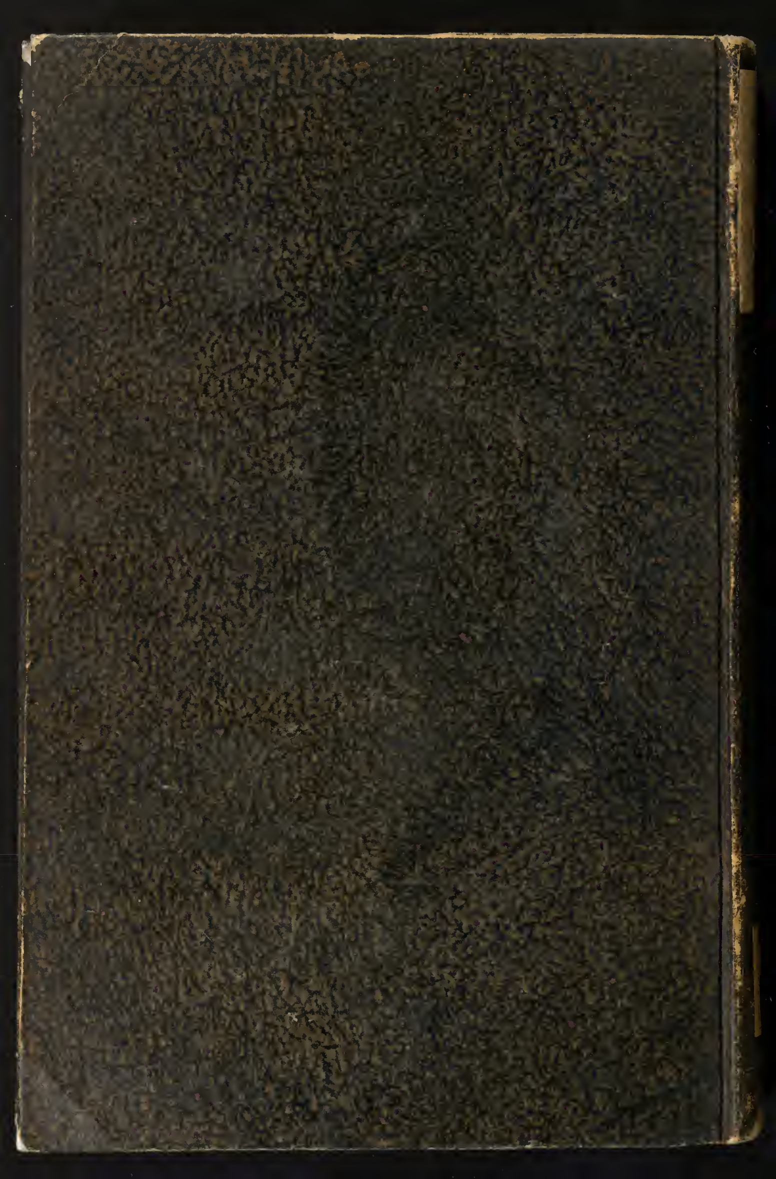
(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Leben und Wirken des Dr. Ludwig Fr. Wilhelm Hoffmann, dargestellt von Lic. Carl Hoffmann, Superintendent in Frauendorf. Mit dem Bildniß des Verewigten. I. Berlin. Wiegandt und Grieben. 1878.

Der Verfasser dieser in mehr als Einer Hinsicht ungewöhnlichen Biographie verdient das höchste Lob für die Selbstbeschränkung, mit welcher er auf verhältnißmäßig engem Raum einen Stoff zusammengedrängt hat, aus dem sich leicht ein paar Bände hätten machen lassen. „Was er weise verschweigt" läßt auch hier den Meister erkennen. Und doch ist alles so gefällig abgerundet und so durchsichtig klar, daß Niemand, der über den Verewigten nicht selbst schon mehr weiß, den Eindruck des Auszugsmäßigen oder Abgerissenen erhalten wird. Ueberhaupt tritt der Verfasser mit seiner Person völlig in den Hintergrund und ermöglicht es dem Leser gerade hiedurch mit dem Geiste Hoffmanns selbst in Berührung zu kommen und sich ein unbefangenes Urtheil über denselben zu bilden.





kurzem durch unaufhörliche Kriege an jedem Fortschritt und jeder friedlichen Beschäftigung gehinderten Insulanern in den Handel gebracht und zu einem schönen Theil als freiwillige Gaben für Missionszwecke geliefert. Auf einigen Inseln ist der Umschwung geradezu erstaunlich. Und das ist fast ausschließlich durch junge eingeborne Arbeiter von Hawaii geschehen! Es liegt daher auf der Hand, daß alles was zur Hebung und Kräftigung des geistlichen Lebens in Hawaii selbst geschieht, auch diesen abgelegenen, zahlreichen, zerstreuten Inseln zu Gute kommen muß. Wie wunderbar und wie herrlich, daß Gott die ihrem äußern Bestande nach einem baldigen Untergang entgegeneilende hawaiische Nation in der letzten Stunde noch braucht, neue Licht- und Lebensherde auf anderen heidnischen Inseln zu gründen und es so offenbar werden läßt, daß nichts von dem verloren ist, was für Hawaii bisher gethan worden oder noch gethan wird.

Die Basler Mission unter dem Tulu-Volk in Ostindien.

(Von Miss. J. Brigel.)

1. Land und Volk.

Es wirkten verschiedene Ursachen zusammen, daß zu Anfang der Dreißiger Jahre die Basler Missionsgesellschaft neben Afrika auch auf Indien ihr Augenmerk zu richten anfieng. Einmal wurde damals durch Parlamentsbeschluß Indien auch solchen Ausländern zugänglich, die nicht Engländer waren; ferner fand zu jener Zeit die Basler Missionsarbeit in den russisch-kaukasischen Ländern ihr Ende und endlich tönten nicht zu überhörende Hilferufe von diesem großen Heidenlande selbst herüber. So wurden denn im Jahre 1834 die ersten Friedensboten von Basel dorthin gesandt, und zwar mit der Weisung*): „eine gesunde Station zwi-

*) Von welchen Grundsätzen die Basler Kommittee ausgieng, zeigt folgende Stelle aus der Instruktion ihrer ersten indischen Sendboten:

„Eine natürliche Grenzlinie christlicher Weisheit und Liebe ist der Grund der